

# Verrückter Kummer – fröhliche Kunst

**Performance** Die 16. Ausgabe der «International Performance Art Giswil» fand mitten im Dorf statt, bei Dauerregen. Was der Laune und der Spielfreude von Publikum und Künstlern keinen Abbruch tat. Für diesen sorgte lediglich ein Bagger.

Susanne Holz

susanne.holz@luzernerzeitung.ch

Wie passend. Kunst sei, sich in den widrigen Wind zu legen, erklärt der Basler Performance-Künstler Martin Chramosta am Samstag dem Publikum in Giswil – während es regnet und regnet und regnet. Chramosta und seine fünf Gefährten – alle in liches Weiss gekleidet – eröffnen mit ihrer Performance zwischen Kiesbergen nahe dem Bahnhof Giswil einen langen und unterhaltsamen Rundgang durchs Obwaldner Dorf. Zwölf Stationen, bespielt von Performance-Künstlern aus der Schweiz und Österreich sowie von lokalen Akteuren, warten auf die rund 60 Neugierigen und Kunststinnen.

Die 16. Ausgabe der «International Performance Art Giswil» findet erstmals nicht in der Turbinenhalle, sondern an verschiedenen Schauplätzen im Dorf statt. Unterstützt von Pro Helvetia ist sie ein überkantonales Partnerprojekt im Rahmen der Initiative «Kulturelle Vielfalt in den Regionen». Und weil im Dorf performt wird, hat 2017 zudem die Gemeinde das Patronat für das spezielle Kulturereignis übernommen. Gemeinde-Vizepräsidentin Doris Ming freut sich darüber und meint, die «International Performance Art» sei schon längst in Giswil installiert, auch wenn viele sie immer noch für «irgendwas Verrücktes in der Turbine» hielten.

## Eine kindliche Freude an schrägen Gedanken

Für Andrea Saemann, Kuratorin und künstlerische Leiterin des Festivals, steht der Austausch zwischen Performern und lokalen Gastgebern im Vordergrund, aber auch die wertefreie Reibung zwischen verschiedenen Kunst- und Kulturbegriffen.

Tatsächlich ist das Schöne an Performance ja, dass sie sich nicht einordnen lässt. Als situations- und handlungsbetonte sowie vergängliche Darbietung «hinterfragt sie die Trennbarkeit von Künstler und Werk ebenso wie die Warenform traditioneller Kunstwerke» (Wikipedia). Eine



Tänzerin Irina Lorez performt vor dem Coiffeurladen.

Bilder: Eliane Rutishauser/PD (9. September 2017)

Performance ist stets einmalig, der Performer ist nicht austauschbar, keine Regelästhetik wohnt ihr inne, und neben Zeit, Raum und dem Körper des Künstlers spielt auch die Beziehung zwischen Künstler und Zuschauer eine Rolle.

Was die Kunst der Performance zu einer emotionalen macht, einer sehr individuellen und freiheitlichen zudem. Im Dauerregen am Samstag war das deutlich zu spüren: Je verrückter die Darbietungen erscheinen, desto mehr schliesst man die Künstler ins Herz. Eine kindliche Freude an der Freiheit des Denkens – an schrägen Gedanken auch – mischt sich mit dem Ge-

fühl, Teil eines einmaligen Vorgangs zu sein. Man fragt sich zudem von Station zu Station: Wäre diese Performance jetzt eine andere, würde es nicht regnen, sondern die Sonne scheinen? Wäre sie nicht in Obwalden, sondern in Zürich? Sie wäre es.

«Jeder denkt sich Kunst anders», sagt Martin Chramosta zu Beginn der ersten Performance. Und stellt die Frage, wie weit man gehen könne, «himmelwärts singend, erdwärts ringend»? Jedenfalls wolle man sich nicht «ins Reich der mittelmässigen Tugenden und verlogenen Rücksichtnahmen begeben: Denn dort lebt Kunst nicht». Diesen Worten folgten Taten: Sechs Menschen in

Weiss stecken die Köpfe zusammen und tanzen auseinander, sie erschaffen sich ein «Kunstland» zwischen Kiesbergen – mit Hilfe eines Baggerführers, der ein kreisrundes Stück Boden aushebt, über das bald ein rot-weisses Absperrband flattert.

## Sich an den eigenen Haaren in die Senkrechte ziehen

Im Dauerregen geht's zur Station zwei. Antoinette Abegg aus Obwalden bietet Vertrautes: Sie jodelt. Derweil ein Mensch mit dem Kopf einer Ziege über den regennassen Rasen huscht. Station drei bietet das Kontrastprogramm: Hier ist es einer Frau mit schwarzen Haaren und in knapper



Wortkünstler Michael Fehr beglückt das Publikum mit skurrilen Storys.



Fanny Futterknecht und ihre Gruppe auf freiem Feld in Giswil.

schwarzer Kleidung (Irina Lorez aus Luzern) so gar nicht nach Jodeln zu Mute. Vor dem Coiffeurladen «Elisabeth» kriecht sie die Stufen hinunter. Das ist ein schön anzuschauendes Muskelspiel aus Beinen, Armen und viel weisser Haut, die Kummer und Verzweiflung atmet. Während vor dem Salon die Autos vorbeirauschen und die Künstlerin sich irgendwann an ihren Haaren wieder in die Senkrechte zieht.

Eine weitere Station befindet sich im Rebstock 6. Endlich darf man ins Trockene: In einer Garage (oder Ähnlichem) sind Bänke vor einer kleinen Bühne aufgereiht. Daneben steht leise lächelnd der Berner Schriftsteller

der Stunde: Michael Fehr. Gross, schmal und sympathisch. Er lächelt so lange, bis das Publikum kapiert: Die Musik spielt zuerst woanders. Nämlich im Rücken der Zuschauer, wo die Kinder des Quartiers auf Plastiktraktoren hin und her fahren und ordentlich Lärm machen. Quasi das Intro zur Performance, die Fehr nun bietet: Der Wortkünstler erzählt zwei Geschichten seines neuesten Buchs «Glanz und Schatten». Mit seiner Lebendigkeit lässt er die Worte anschaulich glänzen und fröhlich tönen. Der skurrile Inhalt tut sein Übriges: Wie oft an diesem Tag lacht ein zufriedenes Publikum glücklich und amüsiert in sich hinein.

## Am Ende der totale Zusammenbruch

**Lucerne Festival** Unter auch herkunftsmässig verschiedenen Dirigenten spielten die Wiener Philharmoniker die Schlusskonzerte. Hielt Michael Tilson Thomas die Tradition aufrecht, wagte Daniel Harding sich an zwei gegensätzliche Fin-de-Siècle-Werke.

Die Berliner Philharmoniker und die Wiener Philharmoniker sind die traditionsreichsten und wohl auch besten Sinfonieorchester Europas. Nicht zufällig sind sie auch jene, die mit wenigen Ausnahmen jedes Jahr in Luzern auftreten. Indes spielen die Berliner jeweils mit ihrem Chefdirigenten, die Wiener dagegen fast jedes Jahr mit anderen Dirigenten, weil sie die Institution eines Chefdirigenten nicht kennen. In Luzern sind es dieses Jahr Michael Tilson Thomas und Daniel Harding.

Das erste Konzert umfasste Werke von drei Komponisten, die alle in Wien heimisch geworden sind: Brahms, Mozart und Beethoven. Dirigent und Solist allerdings waren keine Wiener, sondern Amerikaner. Ob wohl Mi-

chael Tilson Thomas zu den Wiener Philharmonikern passe, fragte etwas besorgt eine ältere Dame vor Konzertbeginn.

Und wie er passte! In Beethovens Siebter Sinfonie holte er das Orchester voll aus der Reserve, die es sich im ersten Teil vor allem beim Klavierkonzert Es-Dur KV 449 von Mozart noch auferlegt hatte. Dort hatte sich auch Solist Emanuel Ax auf einen runden Anschlag und sprudelnde Geläufigkeit beschränkt, womit es dem Konzert, in der Mozart den Operndramatiker erkennen lässt, an Spannung fehlte. Zumal zwischen Orchester und Solist kein echter Dialog entstand.

Doch dann zu Beethoven: Schon die mit Klangmacht vorge-

tragene Einleitung legte Tilson Thomas, der in gewisser Weise an seinen Mentor Leonard Bernstein erinnert (aber ohne dessen exzentrische Gestik), in der Sinfonie Nr.7 A-Dur breit an. Indem er alle Wiederholungen berücksichtigte, bewahrte er ihr auch die bei aller rhythmischen Vehemenz doch klassischen Proportionen. Die Sinfonie erwuchs als ein geschlossenes Ganzes und wurde doch in ihren Einzelteilen belebt. Im Trauermarsch blühte die an den Wienern immer wieder gerühmte Kantabilität herrlich auf.

Aber auch in den rhythmisch betonten Ecksätzen durchleuchtete das Orchester die Sinfonie bis in die hintersten Winkel, wobei besonders die Holzbläser

durch Klarheit und Agilität glänzten. Der Schlusssatz lebte von der Kompaktheit aller Register und dem unerbittlich vorwärtsdrängenden Rhythmus. So erklang das Finale in einem mächtigen Bogen über die lyrischen Einschübe hinweg in einer nie abbrechenden Steigerung wirklich «con brio». Mit der Zugabe, einem Ungarischen Tanz von Brahms, schloss sich der Kreis.

## Ein Anti-Wagner und auch ein Anti-Mahler

Das zweite Konzert gestern Abend lohnte sich nur schon wegen der Suite «Pelléas et Mélisande», die der Dirigent Erich Leinsdorf zusammengestellt hatte und die erstmals am Lucerne Festival

erklang. Das ist nicht nur ein Anti-Wagner, sondern auch ein Anti-Mahler, dessen Musik der französische Impressionist überhaupt nicht gemocht hat. Und doch berührt diese sich mit Wagners «Tristan»-Drama. Harding ergriff jede Gelegenheit, mit den hervorragenden Streichern die unerfüllte Sehnsucht eines zum Untergang verurteilten Liebespaars zu beschwören.

Eine totale Gegenwelt stellte das Hauptwerk des Schlusskonzerts dar, die gewaltige bis monströse Sinfonie Nr.6 a-Moll von Gustav Mahler. Es ist ein einziges Ringen zwischen abgründigen Mächten und Sehnsuchtsvisionen des Friedens und der Liebe. Am Ende steht der totale Zusammen-

bruch – die einzige Sinfonie Mahlers, die tragisch endet. Während des 85-minütigen Ringens evozierte Harding primär die zerstörerischen Züge und hob die ironischen schärfer hervor als Abbado 2006 mit dem Lucerne Festival Orchestra. Nach den brutalen Marschrhythmen war man froh, dass nicht das Scherzo, das zuerst an zweiter Stelle stand, sondern das Andante moderato folgte. Hier konnten sich die Wiener von ihrer ätherischen Seite zeigen, während Harding im Finalsatz die Lautstärke übertrieb, die mit den beiden Hammerschlägen extreme Ausmasse annimmt.

**Fritz Schaub**  
kultur@luzernerzeitung.ch